

LESE  
PROBE

Angelika Rehse  
**Josses Tal**

Roman

PENDRAGON 



## **Roman**

*Mit Schutzumschlag und Lesebändchen*  
400 Seiten, Hardcover, 13,0 x 20,5 cm

€ 25,00 (D), € 25,70 (A)

ISBN 978-3-86532-831-1



9 783865 328311

**1930:** Der unehelich geborene Josef ist eine Schande für seinen Großvater und bekommt dies täglich zu spüren. Seine Kindheit ist geprägt von Angst und fehlender Nähe. Erst nach einem Umzug erfährt er in einer neuen Nachbarsfamilie Anerkennung und Zuneigung. Da ist vor allem Wilhelm, der ihn fördert und schützt, und Josefs Leben scheint sich endlich zum Guten zu wenden. Aber der arglose Junge ahnt nicht, dass hinter Wilhelms Freundlichkeit mehr steckt. Der aufstrebende SA-Mann formt Josef zu seinem ergebenen Helfer und benutzt ihn dazu, die Bewohner des Ortes auszuspionieren. Josef geht voller Stolz in dieser Mission auf. Doch dann erfährt er etwas, das sein bisheriges Leben aus den Fugen geraten lässt.

**„Manche Dinge muss man aussprechen,  
um ihnen die Macht zu nehmen.“**



**Angelika Rehse** wurde in Sande/Kreis Friesland geboren und wohnt heute mit ihrer Familie in Bad Salzulen. Sie wuchs in einem Umfeld von Heimatvertriebenen auf. Unter dem Eindruck der erzählten und lang verschwiegenen Geschichten der Generation ihrer Eltern hat sie in einer späten Lebensphase mit „Josses Tal“ einen poetisch kraftvollen und politisch hellsichtigen Roman geschrieben.

(Foto: © Indira Deviagge)

# Leseprobe

Juli 1930

Josef saß auf der Bordsteinkante, weinte und rieb sich den Nacken. Wenn Großvater zuschlug, tat es immer so verdammt weh.

„Er ist doch erst fünf“, hörte er seine Mutter sagen – schwach und leise.

Josef hörte genau, dass sie traurig war. Er hätte gern seine Arme um sie geschlungen und sie getröstet, aber das wollte sie ja nicht. Heute nicht, gestern nicht und morgen nicht. Vor kurzem, da hatte er mal wieder auf ihrem Schoß sitzen dürfen. Vor ein paar Wochen, als sie mit ihm zum Arzt gegangen war, weil der ihm in die Ohren sehen musste. Daheim durfte er das nie – bei ihr auf dem Schoß sitzen.

Doktor Jeschke hatte ihn nach der Untersuchung lange angesehen, ihm über den Kopf gestreichelt,

viele Male, und ihm dann ein Sahnebonbon geschenkt.

„Sieh zu, dass du kein Wasser in die Ohren kriegst, junger Mann.“ Der Doktor hatte ihm aufmunternd zugewinkt, sich danach aber wütend zu seiner Mutter umgedreht und war laut geworden.

„Der Josef ist nicht *gefallen*. Der hat eine Ohrfeige bekommen, meine liebe Helene. Sag deinem Vater, dass er sich zusammenreißen soll. Diesmal hat's ihm das Trommelfell zerrissen.“

Helene hatte sich die Hand vors Gesicht gehalten und geweint.

„Irgendwann kommt der Tag, dass so was angezeigt wird. Hoffentlich noch zu meinen Lebzeiten.“ Doktor Jeschke war ärgerlich auf und ab gegangen. „Er ist nun einmal da, der kleine Kerl, und er selbst kann ja wohl am wenigsten dafür.“

„Wenn wir umgezogen sind, wird alles besser. Dann sagen wir, dass sein Vater beim Grubenunglück ums Leben gekommen ist. Dann hat alles ein Ende. Das ist besser als unehelich.“

„So ein Blödsinn. Spätestens bei seiner Einschulung muss seine Geburtsurkunde auf den

Tisch. Name des Vaters. *Gibt die Mutter nicht an.* Glaubst du wirklich, das sickert nicht durch? Und was dann? Meine Güte, uneheliche Kinder hat es zu allen Zeiten gegeben. Das Problem ist nicht der Junge. Das Problem ist vor allem dein Vater, der so ein Drama daraus macht. Natürlich hat er sich das alles anders vorgestellt. Klar, dass er seine Tochter anders aus Breslau zurückerwartet hat. Rumstolziert und angegeben wie ein Pfau hat er mit dir. *Nein, meine Helene ist nicht in Stellung. Eine Stellung hat sie da. Sie ist doch kein Dienstmädchen. Die rechte Hand der gnädigen Frau ist sie!* Wenn nur diese unglückselige Mischung nicht gewesen wäre. Dein Vater und dieser scheinheilige Pfaffe, den sie nicht mal in die Nähe der Himmelpforte lassen werden!“

Josef wischte sich die Tränen ab und drückte die Handballen so lange gegen seine Augen, bis er rote und grüne Schleier sah. Manchmal waren es nur kleine, schwarze Bäume, deren Zweige so dünn wie Mutters Nähgarn waren. Manchmal waren es große, bunte, pulsierende Flecken und Ringe.

Schöne, bunte Bilder waren es, die ihm keiner nehmen konnte, die ihm ganz allein gehörten, die immer wieder anders, immer wieder neu waren. Bilder, an denen er Freude hatte und an denen er sich nicht sattsehen konnte.

„Lass das sein“, hörte er seine Großmutter poltern, „wie oft soll ich dir noch sagen, dass man davon blind wird.“

Frieda Tomulka griff in Josefs Haare und zog ihn mit einem einzigen Ruck auf die Füße.

„Die schöne Vase“, jammerte sie, „echtes Meißner Porzellan. Und du lässt sie einfach fallen. Nu mach schon, geh rein und hol die Kehrschaufel.“

Sie versetzte ihm einen kräftigen Hieb in den Rücken, und Josef stolperte zurück ins Haus.

Dass er nicht so rumstehen solle, hatte sie kurz vorher zu ihm gesagt, dass er sich gefälligst nützlich machen und die leichten Sachen rausbringen solle. Die Vase war leicht gewesen. Und zu groß war sie auch nicht.

Ängstlich drückte sich Josef an die Wand und stellte sich vor, dass er einfach durch sie hindurchglitt. In Sicherheit. Doch die Wand half ihm nicht.

„Zu nischte biste zu gebrauchen, zu rein gar nichts“, fauchte Fritz Tomulka, der auf seinem Rücken den großen Ohrensessel nach draußen schleppte. Er blieb unmittelbar vor seinem Enkel stehen. „Dieser ganze verdammte Umzug. Und alles nur wegen dir und deiner Mutter.“

„Aber wenn se mich doch umgerannt haben.“

„Wer? Was?“ Fritz Tomulka bückte sich noch ein wenig tiefer zu Josef herab und funkelte ihn wütend an.

„Der Hund von Werners und ihre Katze. Gejagt habn se sich. Die Vase, ... ich war vorsichtig damit.“

„Ausreden hast du jedenfalls schon genug für dein Alter. Hast du keine Augen im Kopf? Hast du nich gesehn, dass die zerbrechlichen Sachen in Kisten kommen?“

Josef schüttelte sich und zog ängstlich den Kopf ein. Er schüttelte sich immer, wenn jemand mit ihm schimpfte, und besonders dann, wenn es der Großvater war. Großvater, der dieses Schütteln jedes Mal missverstand.

„Was?“, hatte der Großvater erst wieder beim letzten Mal gebrüllt. „Du sagst auch noch nein!“

Josef war seinem Hieb ausgewichen und mit dem Kopf ans Küchenbüffet geknallt. Tagelang hatte er Kopfschmerzen gehabt. Doch den dicken Kopfverband, den hatte er gemocht, denn als er einkaufen gegangen war, hatte er vom Bäcker ein Rosinenbrötchen und vom Kaufmann Honigbonbons bekommen. Platzwundenheiler hatten sie sie genannt.

„Ach ja“, kam es Josef in den Sinn, „als die genäht wurde, da habe ich auch bei der Mutter auf dem Schoß sitzen dürfen, und hinterher hat sie mir Schokolade gekauft und gesagt, dass ich das auf gar keinen Fall dem Großvater sagen darf.“

Doch heute blieb Josef verschont, heute musste der Großvater den Sessel festhalten und hatte keine Hand frei. Josef holte Kehrschaufel und Besen, blieb für einen Moment stehen und sah seiner Mutter zu, wie sie eine Kaffeetasse in Zeitungspapier wickelte und in einen Karton legte.

„Nimm den Eimer mit“, sagte sie und schniefte. „Aber tu vorher den Wischlumpen raus. Fehlt nur noch, dass du die Scherben auf ihn schmeißt.“

Josef legte den Lappen auf den Boden, sah erst

ihn, dann seine Mutter an, und runzelte die Stirn.

„Muttel?“, fragte er und musterte sie eindringlich. „Warum sagt der Großvater eigentlich immer, dass du ein rumgewischtes Frauenzimmer bist?“

Helene Tomulka bekam einen roten Kopf und schloss die Augen. Josef legte seinen Kopf auf die Seite und sah prüfend an ihr hoch. Mutter war klein und zierlich, jedenfalls kleiner als die Großmutter, und wenn sie lächelte – das tat sie eigentlich nur hin und wieder, meistens nur dann, wenn sie las –, dann strahlten ihre braunen Augen besonders schön. Josef konnte einfach nicht begreifen, was seine Mutter mit so einem hässlichen Wischlappen zu tun haben sollte.

Zu ihren Füßen sitzen dürfen, wenn sie las, und dabei mit Bauklötzen spielen, das war Josefs größte Freude. Manchmal umrundete er mit seinem Holzauto ihren Sessel, kroch von hinten an ihm hoch und ließ seine Nase in ihrem großen Dutt verschwinden. Sie schien das zu mögen, denn sie hatte Josef deswegen nie ausgeschimpft oder weggejagt – höchstens ins Bett geschickt, wenn es schon spät war.

„Das verstehst du nicht“, sagte Helene Tomulka, sah ihren Sohn nicht an und starrte in die Umzugskiste. „Da musst du dich verhöhrt haben“, fügte sie rasch hinzu und schickte ihn mit einer Handbewegung nach draußen.

„Frauenzimmer, rumwischen“, grübelte Josef und versuchte, sich einen Reim darauf zu machen – so lange, bis das Haus leer geräumt und der Lastwagen vollgepackt war.

Es war Mittag, als sich Fritz Tomulka mit versteinertem Gesicht hinter das Steuerrad setzte, neben ihm seine still in sich hineinweinende Frau, rechts an die Tür gequetscht seine beschämt nach unten blickende Tochter.

Die alte Frau Poppelwitz, die zwei Häuser weiter wohnte, war die Einzige, die zum Auf-Wiedersehen-Sagen gekommen war. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und reichte Josef, der hinten auf der offenen Ladefläche eingepfercht zwischen dem Hausrat saß, ein mächtiges Stück Streuselkuchen hinauf.

„Danke!“ Josef strahlte, und Frau Poppelwitz fragte sich, ob seine hochroten Wangen Zeichen

der Aufregung oder, wie so oft, mal wieder das Resultat von Backpfeifen waren, die ihm sein Großvater verpasst hatte.

„Es ist ein Opel, hat der Großvater gesagt. Er heißt *Blitz*, und er kann über 60 Kilometer in der Stunde fahren.“

„Oh wei, oh wei. So schnell?“ Frau Poppelwitz riss die Augen auf und schlug die Hände vors Gesicht. „Dann halt dich da oben bloß gut fest.“

Als sich der Wagen langsam in Bewegung setzte und die schmale Straße hinunterzuholpern begann, rief sie ein leises „Fahr mit Gott“ hinter ihm her. Ihr Segenswunsch galt einzig und allein dem Jungen, weder der Mutter noch der Großmutter und schon gar nicht dem Alten.

Und Josef freute sich. Erstens, weil die Sonne schien, und zweitens, weil in einem Haus nach dem anderen die Gardinen vor den Fenstern weggezogen wurden. So viel Aufmerksamkeit war ihnen schon lange nicht zuteilgeworden, und er winkte begeistert zurück, mit beiden Armen. Fast hätte er dabei den Kuchen und das Gleichgewicht verloren, denn der alte Tomulka war abrupt aufs

Gaspedal getreten – trotz des Kopfsteinpflasters. Es war ihm egal, ob und wie sehr sein Enkel dabei durchgeschüttelt wurde.

Mit erhobenem Kopf und ausdrucksloser Mine versuchte Fritz Tomulka, seinen inneren Kampf, seine Wut zu verbergen. Weder nach rechts oder links blickend trieb er den fast fabrikneuen Pritschenwagen, den ihm die Werksleitung der Gleiwitzer Hütte für den Umzug zur Verfügung gestellt hatte, aus dem Dorf hinaus. Vergebens hatten sie versucht, ihn umzustimmen, doch wenigstens in der Nähe zu bleiben, wenn er schon glaubte, dass mit dem Wegzug aus Ostroppa alles besser werden würde.

Seit seinem 14. Lebensjahr hatte Fritz Tomulka in der Kunstgusschmiede gearbeitet und sich bald auf das Hämmern und Gravieren von Plaketten und Wappen spezialisiert. Es hatte sich schnell herumgesprochen, dass seine Stücke besonders gediegen waren, und nicht wenige Auftraggeber hatten ausdrücklich eine von ihm angefertigte Arbeit verlangt. Ruhig, besonnen, hilfsbereit und

freundlich war er gewesen – bis zu jenem Tag, als seine Tochter aus Breslau zurückkehrte, im Gepäck einen Haufen neue Kleider und die Nachricht, dass sie ein Kind erwartete.

Nein, den Vater wollte sie nicht nennen. Nein, Unterhalt könne sie von ihm nicht erwarten. Nein, die Leute, bei denen sie in Stellung war, hatten ihr nicht gekündigt, sie sei von selber gegangen. Ja, sie habe es auch schon dem Alfred gesagt, dem jungen Mann aus dem Dorf, der ein Auge auf sie geworfen hatte, und nein, sie wüsste nicht, was nun werden würde.

An diesem Tag hatte Fritz Tomulka seine Tochter zum ersten Mal geschlagen. Zwanzig war sie da gewesen. Sein Ein und Alles war sie bis dahin gewesen, sein ganzer Stolz. Seine Welt war unheilbar zerrissen.

Als am selben Abend Alfred gekommen war, um Helene zu einem Spaziergang abzuholen, hatte Fritz Tomulka einen Streit vom Zaun gebrochen und ihm unterstellt, dass er auf diese Weise ja ein ideales Feld zum Austoben habe, da für die Konsequenzen ja schon ein anderer gesorgt hätte.

Doch Alfred hatte sich nicht beirren lassen, war wiedergekommen, hatte dabei jedes Mal versichert, dass er sie trotzdem heiraten wolle, und schließlich hatte Fritz Tomulka nachgegeben. Es kehrte wieder Ruhe und Frieden ein in Helenes Elternhaus, und Fritz Tomulka fing sogar an, sich auf sein Enkelkind zu freuen.

Drei Tage nach dem Aufgebot aber war der Pfarrer gekommen und hatte Helene und ihren Eltern eine Moralpredigt gehalten, auf sie eingeredet, ihnen Vorhaltungen gemacht und sie beschworen, von dem guten Alfred doch nicht ein derart großes Opfer abzuverlangen. Eine befleckte Frau vor den Altar zu führen, ob sie sich darüber wirklich im Klaren wären? Und überhaupt, er würde sich sehr schwertun, sie zu vermählen, und wenn, dann würde er die Trauung nur in aller Stille im Pfarrhaus vollziehen und Helene dürfe kein weißes, sondern müsse ein schwarzes Kleid tragen. Eine fröhliche Hochzeitsfeier würde dem guten Alfred entgehen, und jeden Tag hätte er mit dem Wissen zu leben, dass das Kind in ihr, das er großziehen und ernähren müsse, nicht sein eigen

Fleisch und Blut sei. Was für eine Zumutung das doch alles wäre.

„Nein“, hatte Pfarrer Gollberg immer wieder gesagt, „so eine Ehe steht unter keinem guten Stern. Willst du etwa, dass er eines Tages wegen dieser Last das Saufen anfängt? Gib ihn frei. Sag ihm einfach, dass du ihn nicht willst.“

Helene hatte geweint. „Aber das wäre gelogen ... lügen ist doch Unrecht!“

„Das kleinere in solch einem Fall.“ Der Pfarrer hatte die Augen verdreht und beschwörend die Hände gehoben. „Glaubst du denn etwa, ich würde dir zu irgendetwas raten, womit der Himmel nicht einverstanden ist?“

Helene hatte also Ja und Amen gesagt, unter Tränen, und den Pfarrer danach auf Knien um Vergebung bitten müssen – ihn, der das Haus erst verlassen hatte, nachdem sie schon lange in ihre Kammer gegangen war.

Folgenden Beschluss hatte der Pfarrer ihren Eltern mitgeteilt: Schwarze Kleider müsse sie von nun an tragen, ein ganzes Jahr lang, höchstens mal ein dunkelblaues an den Festtagen wie Ostern, Weih-

nachten, Mariä Himmelfahrt oder Fronleichnam. Das Kind, wenn es da wäre, würde eine Haustaufe bekommen. Nein, in die Kirche, da würde er es nicht hineinlassen. Nach der Vollendung seines ersten Lebensjahres erst dürfe auch wieder die Mutter die Messe besuchen – selbstverständlich hätte sie hinten zu sitzen. Dass sie bis dahin auch von allen anderen Festen und Versammlungen in der Gemeinde ausgeschlossen wäre, verstünde sich von selbst.

Nein, Helene verstand diese Form der Buße nicht. Verstand nicht, warum diesem Pfarrer ihre Eltern und alle anderen Leute so ergeben waren. Sie verstand nicht, warum er solch einen Einfluss, solch eine Macht auf seine Gemeindemitglieder ausüben konnte, obwohl doch jeder wusste, dass er Abend für Abend zu seiner Haushälterin ins Bett kroch.

**„Angelika Rehse hat mich auf eine intensive Zeitreise geschickt. Ich habe den kleinen Josef beschützen wollen, mit dem jungen Josef gefürchtet, gelitten und gehasst und hätte den alten Josef gern in den Arm genommen. Seine Geschichte beweist wieder einmal, dass fehlende Liebe und Wertschätzung der Nährboden für falschen Stolz und Gewalt sein kann und dass Gut und Böse oft nah beieinanderliegen.“**

**Enja Jans | MOKA Das Büchermagazin**

# PENDRAGON

Pendragon Verlag  
Günther Butkus  
Stapenhorststraße 15  
D 33615 Bielefeld  
Tel. 0521 69689  
kontakt@pendragon.de

**[www.pendragon.de](http://www.pendragon.de)**

*Überreicht von Ihrer Buchhandlung*

Gestaltung: Uta Zeißler, Bielefeld